

---

## Forum

### **dringend!? Zeithorizonte kulturwissenschaftlicher Sprachfähigkeit**

Die Pandemie war ein imposantes Beispiel dafür, wie komplexe, differenzierte und nicht selten vorläufige Erkenntnisse der Wissenschaften, auch der Kulturwissenschaften, auf die Bedingungen beschleunigter medialer Schlagzeilen- und Konfrontationslust in einer rasch sich verändernden gesellschaftlichen Situation treffen. Und dafür, welche Dynamiken, Verwerfungen und auch Erfolge gelungener Wissenskommunikationen sich hieraus entwickeln können. Es ergeben sich immer wieder – und nicht nur in der Pandemie – Situationen, in denen die Wissenschaften dazu herausgefordert sind, sich zeitnah zu äußern.

Die Rhythmen kulturwissenschaftlicher Arbeit, politischer Agendasetzung und medialer Aufmerksamkeitsökonomie verlaufen jedoch nur selten zueinander synchron. So gerne das Argument gesellschaftlicher Relevanz und aktueller Bezugnahme kulturwissenschaftlicher Expertise auch mobilisiert wird, so herausfordernd ist es bisweilen, diesen Anspruch im konkreten Fall auch einzulösen.

Die programmatische Kombination aus thematischer Alltagsnähe und kritisch-gegenwartsanalytischer Bezugnahme kann inner- wie außerefachlich zu Dringlichkeiten führen, die Zugzwänge ganz eigener Art entstehen lassen.

Mal ist kurzfristig Expertise gefordert, die erst durch längerfristige Forschung aufgebaut werden müsste, wozu aber die Zeit fehlt. Mal werden langfristige Forschungsperspektiven erfragt, die aber ohne hellseherische Fähigkeiten kaum seriös benannt werden können. Und dann gibt es ja auch noch die zyklisch auftretenden Anfragen („Osterhaseninterviews“), deren Bearbeitung in die Rhythmen medialer Textproduktion eingepasst werden muss.

Stets sind Wissenschaften gefordert, mit unterschiedlichen Vorlaufzeiten sprachfähig und sprechbereit zu sein. Die nachvollziehbare mediale und auch gesellschaftliche Erwartung an Wissenschaft ist es, auch aktuelle Entwicklungen kompetent zu kommentieren, einzuordnen und zu erläutern und somit die journalistische Berichterstattung wissenschaftlich zu begleiten. Oft stellt sich jedoch die Frage, ob hier überhaupt anders als mit schnellen, allgemeinen oder alten Antworten auf neue Fragen reagiert werden kann. Für geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Fächer ergibt sich in diesen Dringlichkeitsszenarien allerdings auch die Chance, dem eigenen Anspruch nach gesellschaftlicher Relevanz und Reaktivität gerecht zu werden. Die Gelegenheit für *third mission*, Wissenstransfer und öffentliche Wahrnehmbarkeit ist einerseits günstig wie bedrängend. Andererseits gibt es innerfachlich den Wunsch, die

eigenen Themen auch unabhängig von Aktualitätskonjunkturen seriös und fundiert zu platzieren. Denn die Logiken der medialen Kurzfristigkeit treffen auf die Bedingungen wissenschaftlicher Wissensproduktion, die in unserem Fall zwar auch den Modus der *rapid ethnography* kennt, in aller Regel jedoch auf die gründliche, längerfristige und sorgfältig reifende Form der Erkenntnis setzt. Sowohl die Bedingungen von Lang- als auch die von Kurzfristigkeit erfordern dabei je eigene Strategien des Umgangs. Je nach Thema, institutionellem Kontext oder fachpolitischer Zielsetzung stellen sich die Herausforderungen und Strategien unterschiedlich dar.

Das Forum in diesem Heft versammelt Beispiele für unterschiedliche Konstellationen zwischen Dringlichkeit, Wunsch nach Reaktivität und Zeitbedarf und gibt Raum für Innensichten des Umgangs mit diesen Relationierungen. Es möchte damit zu einer Diskussion um Rhythmen, Kongruenzfragen und Zeithorizonte kulturwissenschaftlicher Wissensproduktion in unterschiedlichen medialen, institutionellen und zivilgesellschaftlichen Kontexten beitragen und legt dabei seinen Schwerpunkt auf die außeruniversitäre fachliche Arbeit in Landesstellen (Lisa Maubach), musealer Ausstellungsarbeit (Brigitte Heck) und Provenienzforschung im Museum (Birgit Jöhler, Kathrin Pallestrang und Magdalena Puchberger). Abgeschlossen wird das Forum durch einen Essay von Alexandra Schwell, in dem sie die Dynamik von Dringlichkeiten nichtwissenschaftlicher Arbeit innerhalb der Universität charakterisiert.

TH für die Redaktion

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.06>

Lisa Maubach

## **Auf Maß – Vermittlungsarbeit zwischen massenmedialer Anforderung und akademischen Standards**

Ende Oktober an einem Freitag: Am späten Vormittag sucht das überregionale Fernsehen per E-Mail eine\*n Interviewpartner\*in zum Thema Halloween / St. Martin und der jährlich wiederkehrenden Frage, ob Halloween den rheinischen St. Martins-Brauch verdrängt. Eine Stunde später folgt die nächste Anfrage: Die lokale Zeitungsredaktion erbittet Expertise zum selben Thema. Wieder eine Stunde später fragt das Lokalradio telefonisch in derselben Sache an. Bei allen Anfragen steht Eile an; noch am Nachmittag sollen die Film- bzw. Tonaufnahmen entstehen und ein Pressegespräch geführt werden. Ich frage mich mal wieder: Kommen die alljährlichen Brauchtage so unvermittelt, dass die Redaktionen nicht früher planen können?

Als kulturanthropologische Forschungs- bzw. als Landesstelle ist es für die Abteilung Alltagskultur und Sprache im LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte eine unserer kulturpolitischen Aufgaben, die zyklisch auftretenden Anfragen

zu Fest- und Feiertagen und den zugehörigen Bräuchen und Ritualen zu beantworten. Wir machen das gerne, denn wir sind dauerhaft zu Ritualen und Bräuchen in unserer Region und darüber hinaus in unserer Gesellschaft im Forschungseinsatz. Wir beobachten, nehmen Veränderungen wahr, führen Interviews, sammeln zu alten Phänomenen und dokumentieren neue wie Weihnachtswichel oder Elternschaftsrituale.

Aus dem Alltagsgeschäft wissen wir um die Kurzfristigkeit der massenmedialen Anfragen; sich darüber zu ärgern ist überflüssig. Wir müssen uns anders organisieren. Trotz Brückentag, Urlaub oder anderer Verpflichtungen muss ein Teammitglied als Ansprechperson die tagesbezogenen Anfragen befriedigen, damit wir unserem Serviceauftrag gerecht werden. Mittelfristig sollten wir gemeinsam mit den Landesstellen und anderen Institutionen ein überregionales Netzwerk von Fachleuten mit Spezialwissen aufbauen, die man bei bestimmten Themenanfragen weiterempfehlen kann. Das würde uns alle vor unbefriedigender Schnellrecherche und gefühlter ‚Semikompetenz‘ schützen und die Sprachfähigkeit unseres Faches in der Öffentlichkeit gewährleisten. Es muss ja nicht jede\*r alles wissen und bedienen.

Der Begriff „Landesstelle“ wird als Bündelbegriff für außeruniversitäre Institutionen für Forschung und Vermittlung im deutschsprachigen Raum verwendet. Die von Ira Spieker und Sönke Friedreich 2021 herausgegebene Übersicht „Alltag, Kultur, Wissenschaft – Die volkskundlich-kulturanthropologischen Institute und Landesstellen“ macht deutlich, dass uns trotz aller Heterogenität die Aufgabe der „Vermittlung alltagsbezogener Forschung im regionalen Umfeld“ (ebd., S. 8.) eint. Auch wir in Bonn vermitteln unsere Forschungsergebnisse auf aktuelle Geschehnisse und Zielgruppen hin maßgeschneidert. Allerdings erforschen wir nicht nur „Bräuche im Jahreslauf“; unser Thema ist ganz allgemein die Alltagskultur im Rheinland mit all ihren Facetten, also auch nicht jahreszeitlich gebundene Rituale, Sprache, Migration, Erinnerungskultur(en) u. a. m. Wir sind viel breiter aufgestellt, als die Medienlandschaft uns wahrnimmt.

Mit der Vermittlungsarbeit fungieren wir als Bindeglied zwischen der Kulturwissenschaft und der allgemeinen Öffentlichkeit und nehmen damit eine gesellschaftliche Aufgabe wahr, haben also die häufig genannte hohe gesellschaftliche Relevanz. Aber werden wir auch so in der breiten Öffentlichkeit wahrgenommen? Teils ja, teils nein ist wohl die richtige Antwort. Denn die einseitige Fokussierung der Medien auf Expertisen zu Bräuchen im Jahreslauf oder brauchbezogenes Festgeschehen wie im Schützen- oder Karnevalswesen prägt auch die öffentliche Wahrnehmung.

Hier müssen wir ansetzen. Veränderungen im Alltag führen zu Transformationen. Das mediale Interesse bietet unserem Fach durch die Landesstellen als Sprachrohr die Chance, auf das aktuelle Tagesgeschehen Bezug zu nehmen, dieses in größere Entwicklungsdimensionen einzuordnen und Transformationsprozesse zu erklären. Die Anfragen zu Bräuchen können wir nutzen, um diese in größere gesellschaftliche Kontexte einzuordnen und so an übergeordnete Fragen, die uns aktuell

bewegen, anzuschließen. So können wir proaktiv gesellschaftliche Fragestellungen in der medialen Öffentlichkeit platzieren, also von der Reaktion in die Aktion kommen. Dabei können wir, auch forsch und provokant, mit immer wiederkehrenden, falsch kolportierten Vorstellungen, etwa dem von Coca-Cola erfundenen Weihnachtsmann, ‚aufräumen‘ und auch – wenn aus fachlicher Sicht notwendig – journalistische Positionen infrage stellen. Und wir können darüber hinaus aktiv unsere Stellung als Expert\*innen für Interkulturalität, Alltagssprache, materielles und immaterielles Kulturgut, Genderfragen, Transformationsprozesse im Energiesektor etc. auch außerhalb des Wissenschaftsbetriebs festigen.

Das Gute ist: Wir fangen nicht bei Null an; wir sind bereits präsent. Auf unserer Homepage und weiteren digitalen Angeboten wie Wissensportalen, Blog, Instagramkanal und YouTube finden Menschen aus Medien, Kulturpolitik, Bildung und Heimatforschung fundierte, auf Ergebnissen wissenschaftlicher Alltagsforschung basierende Beiträge. Gerade für tagesaktuelle anlassbezogene Beobachtungen sind diese digitalen Formate ideal. Hier können wir aktuell agieren und schnell reagieren. Instagram zum Beispiel, wo nicht archiviert wird, fungiert dabei idealerweise als Eyecatcher und lenkt im besten Fall die User\*innen auf unsere dauerhaften Onlineangebote Homepage, Portal und YouTube.

Wenn wir bei der Arbeit das mediale Interesse mitdenken, sollten wir auch gezielt zur eigenen Forschungsarbeit publizieren. Und zwar nicht erst, wenn die Arbeit abgeschlossen, die Monografie erschienen, die Ausstellung eröffnet oder der Film uraufgeführt ist. Auch kurzfristige Teilergebnisse oder Zwischenstände unserer Forschungen sind nicht nur für ein Fachpublikum, sondern auch für die breite Öffentlichkeit interessant. Wir müssen uns nur trauen. Denn wir forschen nah an der Gegenwart und am Zeitgeschehen; wir forschen mit den und für die Menschen in der Region.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.07>

Brigitte Heck

## **Flashback? Temporalität als konditionierendes Kriterium musealen Arbeitens**

Im Jahr 2022 gab sich die ICOM (international councils of museums) als Weltverband der Museen neue Leitlinien, welche die basalen Anforderungen des Sammelns, Bewahrens, Forschens, Erschließens und Ausstellens erweitern. Stärker als zuvor legen diese nun den Fokus musealen Arbeitens auf die gesellschaftliche Referenzierung. Dies bündelt und artikuliert einen vielfältigen Wandel, den Museen seit Jahren schon erleben: Sie arbeiten vermehrt ohne Zeitverzug (rapid response) und

agil. Ergänzend zur materiellen Kultur nimmt das Museum nun auch das immaterielle Erbe in den Blick, und unter Beachtung von Diversität und Nachhaltigkeit hat es nicht nur partizipativ, barrierefrei und inklusiv zu agieren, sondern in möglichst vielfältiger Weise Bildung, Freude, Reflexion und Wissensaustausch zu bieten. Museen verstehen sich stärker denn je als gesellschaftliche Akteure, die nicht nur Wissen fördern und Erlebnis stiften, sondern auch Diskurse moderieren sollen. Ein Abgleich mit gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen hat damit hohe Relevanz. Zwar gewinnen über Social-Media-Angebote digitale Formate zunehmend an Bedeutung und erschließen sich Museen nun auch den digitalen Debattenraum. Überwiegend jedoch produzieren sie noch immer analoge Formate und setzen weiterhin auf die Evidenz von Präsentationen und Events, um auf veränderte Anforderungen zu reagieren. Dafür hat sich vor allem das Format der Sonderausstellung bewährt, und auf sie wirken Zeitaspekte auf vielfältige Weise konditionierend ein. Nicht nur, weil eine Sonderausstellung rigiden Organisationsstrukturen und Zeitzwängen unterliegt. Auch historische Jubiläen, tagespolitische Vorgaben oder gesellschaftliche Trends geben thematische Bezüge vor oder setzen Fristen, und dies oft unabhängig vom eigenen Sammlungsbefund und Forschungsstand. Dabei steht eine ‚Getriebenheit‘ von Aktualitäten schnell in einem dialektischen Verhältnis zur gebotenen kritisch-historischen Analyse gegenwärtiger Phänomene.

Aus konkretem Anlass möchte ich auf die Wirkung von Zeithorizont und Zeitverständnis am Beispiel einer aktuellen Sonderausstellung im Badischen Landesmuseum Karlsruhe zu sprechen kommen, „Die 80er – Sie sind wieder da!“. Der im Titel aufscheinende Dekadenbegriff spiegelt eine vielfältig medial transportierte, populäre Betrachtungsweise von Geschichte in linearem Verständnis wider. Dass dieser Zeitfokus zwangsläufig mit einer adäquaten Betrachtung komplexer Prozesse und mit historiografischen Ordnungskriterien kollidiert, ist ein Dilemma, das jedoch nur die deklamatorische Ebene des Ausstellungstitels betrifft: Im Detail wird offenbar, wie sich Ausstellungsthemen regionalen und nationalen Begrenzungen entziehen und sich die Exponate in einer Vielzahl gesellschaftlicher Prozesse, intrinsisch-materieller Prägungen und biografischer Bezüge verschränken, was die Dekade als Bezugsrahmen „perforiert“. Die Herausforderung liegt bei einem solchen Projekt darin, populäre Anspracheformate und wissenschaftliche Ansprüche auszubalancieren. Anhand geeigneter Exponate werden in der Ausstellung der Stand zeitgeschichtlicher Forschung im Hinblick auf die internationalen politisch-militärischen Entwicklungen, die sichtbar werdenden Globalisierungsprozesse und die sich abzeichnenden Effekte des Anthropozäns rezipiert und moderiert. Der politische und gesellschaftliche Themenfächer mit Ost-West-Perspektiven, umwelt- und friedenspolitischen Diskursen sowie Mode- und Konsumphänomenen spiegelt sich in der Szenografie der Ausstellungssäle, in denen die Exponate in einem politischen Aktionsraum, einem öffentlichen Konsumraum und in privaten Lebenswelten inszeniert werden.

In vielfältiger Weise überlagern sich bei den Besuchenden Wissen, Verständnis und Erleben von Zeitlichkeit. Denn grundsätzlich geht es bei einer Präsentation der 1980er-Jahre um ein zeitgeschichtliches Thema im historischen Nahbereich, welches das Interesse vieler weckt. Jener, die als Zeitzeugen erinnernd auf sie blicken, wie auch etwa jener der ‚GenZ‘, die sie in medialen Produkten und Moden gerade als Retrophänomen konsumieren. In der Praxis wird Zeitlichkeit hier dialektisch erlebt. Den Älteren erscheint eine solche Ausstellung als spektakuläre Reaktivierung erlebter Geschichte, die kaum vergangen, jedoch von der Prägekraft der Gegenwart verdrängt scheint. Die Jüngeren amüsiert der museale Blick auf die in zeitlicher Distanz fremd wirkenden Artefakte historischer Konsumwelten. Politische Aktualitäten bemerken und kommentieren alle Besuchenden in den vielen Mitmachfeldern der Schau, und gerade die Gegenwart politischer Ereignisse führte im Februar 2022 zu einer Achsenverschiebung der Karlsruher Ausstellung: der Überfall auf die Ukraine. Er ließ das Ausstellungsthema ungewöhnlich aktuell werden, erinnert der Angriff und seine internationalen Reaktionen doch an alte Konfrontationsmuster aus der Zeit des ‚Kalten Krieges‘. Für das Ausstellungskonzept hatte dies Folgen: Der Darstellung der Friedensbewegung als Teil der neuen sozialen Bewegungen und der innerdeutschen gesellschaftlichen Konflikte wurde nun deutlich mehr Raum zugewiesen, und es wurden weitere Exponate recherchiert.

Die von den Themen und Objekten ausgelösten Emotionen prägen den Ausstellungsbesuch vieler. Hier fungieren die Exponate nachvollziehbar als Bedeutungs- und Erfahrungsträger, denn sie stimulieren ein „Gefühlswissen des Historischen“ (Tschofen). Dennoch wird mit der Karlsruher Ausstellung keineswegs der Anspruch erhoben zu zeigen, wie es vermeintlich tatsächlich gewesen sei. Während sie sich auf der Text- und Visualisierungsebene um historische Exaktheit und Differenzierung bemüht, bietet sie auf der Aktivierungsebene Einbringung und Teilhabe in partizipativen Feldern und Oral-History-Stationen. Dieses Angebot einer Mitautorenschaft ist niederschwellig als Aufforderung erfahrbar, materielle Zeugenschaft und Erinnerungskultur nicht ausschließlich Museen zuzuweisen, sondern sich selbst als verantwortlichen und gestaltenden Teil zu begreifen. Damit wird das Museum als Versammlungsort von Dingen, Wissen und Praktiken zum gesellschaftlichen Ort und sozialen Raum; die Exponate der Ausstellung werden für einen Teil des Publikums zum Mittel der Selbsterfahrung in gesellschaftlicher und biografischer Verortung. Der hohe Zuspruch der 80er-Ausstellung belegt, dass ein solch agiles Konzept den Nerv eines breiten Publikums zu treffen imstande ist. Wo dies auf historisch-kritisches Bewusstsein und Interesse stößt, gelingt neben der Unterhaltung auch der vermittelnde Brückenschlag zur wissenschaftlich-universitären Forschung.

Birgit Johler, Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger

## **Dringlichkeiten, Möglichkeiten, Handlungsweisen. NS-Provenienzforschung und Restitution am Volkskundemuseum Wien**

Im Jahr 2023 vermittelte das Volkskundemuseum Wien in einer Ausstellung die komplexen Abläufe der NS-Provenienzforschung und Restitution in Österreich der Öffentlichkeit und lud auch in zahlreichen Begleitprogrammen zur Auseinandersetzung mit dem Thema ein. Die von Kathrin Pallestrang, Magdalena Puchberger und Maria Raid kuratierte Ausstellung war das Ergebnis eines 15 Jahre zuvor gestarteten Prozesses: 2008 hatte die damalige wissenschaftliche Mitarbeiterin am Volkskundemuseum Wien, Birgit Johler, im Rahmen eines mit Magdalena Puchberger durchgeführten museumsgeschichtlichen Forschungsprojekts zu fragwürdigen Erwerbungen der Museumsverantwortlichen in der NS-Zeit publiziert. Zum Zeitpunkt dieser Veröffentlichung war das österreichische Bundesgesetz zur Rückgabe von Kulturgegenständen aus Bundessammlungen („Kunstrückgabegesetz“, KRG) bereits seit zehn Jahren in Kraft. Auf das Volkskundemuseum in Wien war dieses Gesetz allerdings nicht anzuwenden, weil es als Vereinsmuseum eine privatrechtliche Institution ist. Im Jahr 2015 beschloss der Verein für Volkskunde dennoch, die Bestimmungen des KRG zu übernehmen und die Arbeitsprozesse der systematischen NS-Provenienzforschung in die praktische Museumsarbeit zu integrieren.

Drei zeitliche Gegebenheiten haben dazu beigetragen: zunächst die Fachentwicklung der akademisch-universitären Volkskunde, die spätestens seit den 1960er-Jahren Selbstreflexion betrieben und die Beteiligung und Verstrickungen ihrer Fachvertreter\*innen in der NS-Zeit in Publikations- und Forschungsprojekten benannt und in breitere Zusammenhänge eingebettet hat. Diese Tradition der Aufarbeitung und der Verknüpfung einer Personen- und Institutionengeschichte mit ideologischen und strukturellen Hintergründen war ein Leitbild für die Forschungen zur Geschichte des Museums von 1930 bis 1950 am Volkskundemuseum Wien. Eine weitere Voraussetzung war die Zeit- und Aushandlungslogik der Republik Österreich und der Öffentlichkeit, deren Schuldbewusstsein mit der Auseinandersetzung des ‚Opfer-Mythos‘ erst in den 1980er-Jahren einsetzte. Als dritte Voraussetzung sehen wir die spezifischen Geschwindigkeiten und Rhythmen einer musealen Institution wirksam.

Auch das Volkskundemuseum war über viele Jahrzehnte ein Ort der Beharrung, der seine Sammlungen und Arbeiten mit dem Bestreben nach Dauerhaftigkeit ‚konservativ‘ be- und verhandelte. Vermutete Unrechtszusammenhänge des Erwerbs von Sammlungsobjekten wurden nicht thematisiert, selbst wenn die fraglichen Objekte in Publikationen und Ausstellungen genutzt wurden. Die Annahme, dass die Dinge im Museum ohnehin am besten aufgehoben seien, war größer als der Wille, endlich

faktische Klarheit über die Sammlungen und ihren Erwerb mit allen Konsequenzen (Restitution) zu erlangen.

Durch das KRG wurde dieser Wille zu Klarheit immer drängender – und zwar nicht nur von außen, sondern auch durch die Mitarbeiter\*innen des Museums selbst. Sie verknüpften museologische Fragen mit dem Bedürfnis, die Handlungen am Haus seit den 1930er-Jahren sichtbar und nachvollziehbar zu machen. Die bereits erwähnte mehrjährige Museumsforschung hat auch für spätere Handlungen notwendige Vernetzungen ermöglicht: zu anderen Forschenden, auch solchen innerhalb der Kommission für Provenienzforschung, also jener Behörde, die mit der Umsetzung des KRG betraut ist. Die Ergebnisse ihrer Arbeit präsentierten Johler und Puchberger 2017 in der Ausstellung „heimat : machen“ im Volkskundemuseum und thematisierten dabei auch die Erwerbungspraktiken des Museums während der NS-Zeit. Die Dynamik, die das der Ausstellung zugrunde liegende Projekt generierte, führte zur erwähnten Selbstverpflichtung des Vereins für Volkskunde und zur Zusammenarbeit mit der Kommission für Provenienzforschung und damit auch dazu, nach den Bestimmungen des KRG zu handeln. 2015 nahm die Provenienzforscherin und Historikerin Claudia Spring ihre Tätigkeit am Museum auf. Ihre Herangehensweise und die von ihr immer wieder betonte politisch-moralische Verantwortlichkeit für den heutigen Umgang mit geraubten Objekten und die Dringlichkeit zu handeln führten unter anderem dazu, dass sich Provenienzforschung und Restitution am Volkskundemuseum Wien dauerhaft und als selbstverständlich etablierten.

Museen bieten andere Rhythmen und Möglichkeiten zu Forschung und Präsentation als Universitätsinstitute und Medien. Sie sind auch durch ihre Mitarbeiter\*innenstruktur auf längere Verantwortlichkeiten und Zeitläufe ausgelegt. Gleichzeitig bieten sich durch die Funktion von Museen als öffentliche Orte verschiedenste Formate, (Teil-)Aspekte von Forschungen und Erkenntnisse der Allgemeinheit zu präsentieren, auf aktuelle Gegebenheiten zu reagieren und gesellschaftlich relevante Fragen zu stellen. So berichtet das Volkskundemuseum Wien regelmäßig über verschiedene Kommunikationskanäle über die Ergebnisse der Provenienzforschung. Die Restitution von rund 500 Objekten aus der Sammlung Mautner im Jahr 2017 und die drei Jahre später erfolgte Schenkung der Sammlung durch die Erb\*innen fand sichtbaren Eingang in die damalige Dauerausstellung durch große Informationstafeln, die die Umstände des Raubes, der Restitution und der Schenkung transparent machten und auch die herausragende Bedeutung von Konrad Mautner als Volkskundler dokumentierten.

Die Dauerausstellung sowie die Sonderausstellung „Gesammelt um jeden Preis!“ sind nun abgebaut, das Volkskundemuseum Wien wird demnächst für ein Renovierungs- und Neugestaltungsprojekt geschlossen, das vieles im Haus verändern wird. Was bleibt, ist die systematische Provenienzforschung, die mittlerweile im Team zu neuen Arbeits- und Erkenntnisregeln geführt hat. Die Sensibilisierung für Her-

künfte, für hegemoniale und Gewaltzusammenhänge in Objekterwerbungen sind Teil des Selbstverständnisses des Museumsteams und werden in die Arbeit der nächsten Jahre und in die Gestaltung eines neuen Museumskonzepts nachhaltig einfließen.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.09>

Alexandra Schwell

## **Aus dem akademischen Alltag der Dringlichkeit**

Vor kurzem erzählte B., ein Kollege aus einem befreundeten Nachbarland, von seinem Alltag als Vorstand eines Universitätsinstituts. Es war einer dieser ganz normalen Tage, als ihn noch vor dem Frühstückskaffee eine E-Mail des Dekans erreichte, der eigentlich mit einem grippalen Infekt ans Bett gefesselt war. Die E-Mail war morgens um 4:30 Uhr abgeschickt worden. Der Dekan drängte darauf, dass bis allerspätestens um 10:00 Uhr Personen für eine Kommission zu benennen seien, von deren Existenz B. bislang nichts geahnt hatte. Die Sache sei mit höchster Dringlichkeit zu behandeln, dulde keinen Aufschub, nach 10:00 Uhr sei alles zu spät und nichts mehr zu machen!

Angesteckt vom Drängen des bettlägerigen Dekans machte sich B. auf die Suche nach potenziellen Kommissionsmitgliedern. Pünktlich vor Fristablauf konnte er ihm erschöpft seine Liste präsentieren. Er hatte sich allerdings zu früh gefreut. Denn nur wenig später meldete sich der Dekan wieder: Die Sachbearbeiterin habe etwas gegen die Nominierten einzuwenden. Diese seien ja gar nicht geeignet für diese Kommission, es müssten so schnell wie möglich andere Namen her. Auf B.s Nachfrage nach einer Begründung, wusste auch der Dekan keine Antwort. Aber das sei jetzt auch nachrangig, zum Nachforschen und Hinterfragen bleibe keine Zeit.

10:00 Uhr war fast verstrichen, als B. sich, mit dem kranken Dekan im Nacken, aufmachte, Kommissionsmitglieder zu liefern, die den – selbst erfundenen, so B.s insgeheime Vermutung – Regeln der Sachbearbeiterin genügten. Kurz vor 11:00 Uhr dann die Erleichterung: Die Kommission war komplett und hielt dem gestrengen Blick der Sachbearbeiterin stand. Aus diesem administrativen Rausch erwachte B. mit einer Art Kater: Etwas beiläufig erfuhr er, dass der Aufwand eigentlich nicht nötig gewesen wäre, da weder Regeln noch Frist so strikt seien wie kommuniziert. Der Vormittag war noch nicht einmal vorbei, und B., der kranke Dekan und vermutlich auch die Sachbearbeiterin hatten alle anderen Aufgaben hintangestellt, ihren Blutdruck strapaziert, ihr Adrenalin in die Höhe gejagt und sich allesamt unter dem Damoklesschwert der tickenden Uhr auf die Krise fokussiert, und dies unter Außerachtlassung von Fragen nach Sinn und Zweck und vernünftiger Verwendung von universitären wie gesundheitlichen Ressourcen.

Wir lachten sehr, als B. uns seine Geschichte mit viel komödiantischem Talent erzählte. Er verdeutlichte uns den zunehmenden Zeitdruck und die steigende Anspannung, fuchtelte mit den Armen, verdrehte die Augen, seufzte und stöhnte theatralisch. Sein erzählerischer Rückblick aus der Distanz glich einer Katharsis und diente zugleich der gegenseitigen Selbstversicherung unter Betroffenen in der akademischen Selbsthilfegruppe. Denn wir lachten auch deshalb, weil wir diese oder ähnliche Situationen nur zu gut kannten. Nicht allein die Absurdität bürokratischer Regeln, die aus dem Hut gezaubert oder eigenwillig interpretiert werden, sondern die Art und Weise, wie die Dringlichkeit absolut gesetzt wird, uns regelrecht hineinzieht und uns mental wie körperlich gefangen nimmt.

Die dringliche Aufgabe, erteilt um 4:30 in der Früh, eine Kommission unter nur teilweise bekannten und sich scheinbar ständig ändernden Regeln zusammenzustellen, erschafft eine Krisensituation, die sich immer schneller auf einen Kulminationspunkt (10 Uhr! 11 Uhr!) zubewegt und zuspitzt. Durch die Anrufung der Dringlichkeit wird eine Notfallsituation in der Gegenwart mit einer immer schneller heranrasenden Zukunft verbunden und mobilisiert Handlungen, die aus der Notlage herausführen sollen. Dringlichkeit ist zugleich eine körperliche Erfahrung von sich verringender Handlungsmacht unter Bedingungen zunehmender Beschleunigung, ein performativer Sprechakt mit weitreichender affektiver Wirkung. Es ist diese affektive Dimension der Dringlichkeit, die ihre Wirkmacht ausmacht, die uns all unsere Kräfte mobilisieren lässt, um die Krise zu überwinden.

B.s dringlicher Notfall unterscheidet sich von unserem herkömmlichen Verständnis von Krise als Wendepunkt einer dramatischen Entwicklung. Mit Henrik Vigh können wir diese Krise nicht als Bruch, sondern als chronisch und fragmentiert begreifen, als einen Zustand somatischer, sozialer oder existenzieller Inkohärenz. Diese Krise wird als permanent erfahren; sie wird zur neuen Normalität, auf die sich der Habitus einstellt. Nun schreibt Vigh über Vulnerabilität und Leid in krisengebeutelten Gesellschaften, nicht über die vergleichsweise privilegierte mitteleuropäische Akademia. Der Mechanismus ähnelt sich allerdings: Wenn die Krise chronisch wird, dann führt Dringlichkeit nicht aus ihr heraus, sondern perpetuiert sie.

Der Rausch, in den B. sich hineinverwaltet hat, erinnert an Daniel M. Knights Metapher des Vortex, der das Gefühl des Eingeschlossenseins, der die Kehle zuschnürenden Machtlosigkeit und das Gefühl, dem *Jetzt* nicht entkommen zu können, beschreibt. In anderen Worten: Je schneller man strampelt, umso unentrinnbarer wird der Strudel. Knight beschreibt 2022 die Erfahrung der Dringlichkeit in der chronischen Krise als Vertigo, oder Schwindelgefühl, als ein verzweifelt Strampeln beim Versuch, den Ausgang aus einer Situation des Gefangenseins zu erreichen. Die Zukunft erwartet uns als Versprechen am Horizont, aber sie will einfach nicht beginnen; man bleibt orientierungslos im Mahlstrom der Gegenwart gefangen und findet keinen Ausweg aus dem fortwährenden Zurückgeworfensein auf das *Hier und Jetzt*.

Als B. uns die Geschichte erzählte, stellte ich mir vor, wie er und der Dekan beim Zieleinlauf beide die Arme hochrissen und mit Champagner übergossen würden. Aber zum sportlichen Wettkampf gehört auch, dass die Anspannung einer wohligen Entspannung Platz macht, dass auf die Phase der Höchstleistung die Erholung folgt, um kontinuierliche Leistung überhaupt zu ermöglichen. Und dass sich das Gefühl einstellen müsste, dass all die Anstrengung, die auf einen einzigen Moment hin fokussiert war, einen Sinn habe. Wenn das nicht der Fall ist, dann wirkt das Gefühl der Dringlichkeit destruktiv: Dringlichkeit, die nicht produktiv, sondern selbstreferenziell ist, beschleunigt den Mahlstrom, verstärkt die Vertigo und hält uns in der Gegenwart gefangen, die Zukunft unerreichbar vor Augen.

Nachdem wir viel gelacht hatten, sagte B., dass er aus dieser Episode gelernt habe, nicht immer alles gleich ernst zu nehmen, sondern Dringlichkeiten einzuschätzen zu lernen, zu priorisieren. Sich nicht mitreißen und in den Mahlstrom hineinziehen zu lassen, sondern Dringlichkeit für diejenigen Themen zu mobilisieren, die aus ihm hinausführen, die in die Zukunft weisen und aus dem *Hier und Jetzt* ein *Noch nicht* machen. Damit sich die Geschichte, und wir mit ihr, nicht immer nur im Kreis dreht, sondern weitergehen kann.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/01.10>